

**Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte**

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 31/3 (2004)

DOI: 10.11588/fr.2004.3.63531

---

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

gestaltung des Fächerkanons. Bei einer derart umfassenden Aufgabenstellung und dem daraus resultierenden Einflußpotential konnte es sich in der personellen Zusammensetzung der Inspection générale nur um die Selektion qualifizierter Persönlichkeiten handeln. Als »inspecteur général« vom Staatspräsidenten auf Vorschlag des Ministers ernannt zu werden, galt denn auch als *cursus honorum*, als Krönung einer langen Berufslaufbahn, als Amt, das nur den Spitzenvertretern von Wissenschaft und Forschung offenstand und dem noch heute die Aussage gilt: »L'inspection générale c'est le sommet d'une carrière« (S. 324). So fanden sich denn auch unter den Inspecteurs prominente Namen wie Ferdinand Buisson (1841–1932, Pädagoge und Politiker, Friedensnobelpreis), André Marie Ampère (1775–1836, Mathematiker und Physiker), Victor Duruy (1811–1894, Historiker und Politiker) und viele andere mehr, Wissenschaftler, Literaten und Pädagogen. Sie alle waren Spezialisten einer bestimmten akademischen Disziplin, hatten dort ihre beruflichen Meriten erworben und darüber hinaus meist als akademische Lehrer pädagogische Kompetenz entwickelt.

Mit Gewinn entnimmt der Leser aus den 19 Aufsätzen, die keinen Anspruch auf analytische Verdichtung oder Vollständigkeit der Darstellung erheben, welche Mutationen die Inspection générale zu bewältigen hatte und welche Wegstrecke seit den Anfängen zurückgelegt wurde. Aus den informativen, kurzweiligen und stellenweise vergnüglichen Beiträgen, denen eine Zeittafel und einige Quellentexte zusätzliche Anschaulichkeit vermitteln, schält sich das Bild einer Institution heraus, die wie keine andere geeignet ist, den Weg des französischen Schulwesens aus dem Ersten Kaiserreich in die Moderne zu beschreiben. Denn die Geschichte der Inspection générale ist die Geschichte des französischen Schulwesens: alles findet sich dort, die Aufsplitterung der Schulfächer, die Herausforderungen durch politische oder ideologische Verwerfungen, die Irrungen und Wirrungen in der Einführung neuer Lehrmethoden, die Ausweitung der Schülerzahlen, die zunehmende Professionalisierung der Lehrerausbildung, die schwierige Adaptation an die Bedingungen des modernen technologischen Zeitalters. Ab den sechziger Jahren zunehmend in Frage gestellt, zeichnete sich ab dem Beginn der achtziger Jahre der Niedergang der traditionellen Inspection générale ab. Die Zahl von drei Inspektoren (zwei für »humanités«, einen für »sciences«), die das napoleonische Dekret eingeführt hatte, war mittlerweile auf 160 angewachsen. Wo 1887 das Verhältnis ein Inspektor zu 460 Lehrern betrug, standen nun zwölf Inspektoren eines Fachbereichs 68 000 Lehrern gegenüber. Damit war die Möglichkeit der Inspektion mit der überkommenen Form der Benotung und Beurteilung der Lehrer nicht mehr gegeben. Zudem verlagerten die seit 1981 durchgeführten Dezentralisierungsregelungen die Zuständigkeit für das Schul- und Bildungswesen stärker in die Hand der Kommunen. Seit 1989 nun betreiben die Inspecteurs généraux »un nouveau métier«. Der Inspection générale obliegt heute die Aufgabe, die französischen Lehranstalten in ihren Programmen und Lehrinhalten weiterhin national zu verklammern, in Untersuchungen und statistischen Analysen die Ausbildungsergebnisse zu erfassen, diesen Befund mit internationalen Standards zu vergleichen und in einem alljährlichen Bericht Minister und Parlament über Qualität und Mängel des französischen Schulwesens in Kenntnis zu setzen.

Elisabeth BOKELMANN, Essen

Anne LIFSHITZ-KRAMS, *La naturalisation des Juifs en France au XIX<sup>e</sup> siècle. Le choix de l'intégration*, Paris (CNRS Éditions) 2002, 304 S.

Mit der Arbeit der Demographin Anne Lifshitz-Krams liegt erstmals eine detaillierte Untersuchung über eingebürgerte jüdische Migranten und Migrantinnen im Frankreich des 19. Jh. vor. Zentrales Anliegen der Autorin ist die Untersuchung der Frage, wie einbürgerungswillige jüdische MigrantInnen »die unterschiedlichen Solidaritätsebenen Familie, Religion und Nationalität verhandelt haben«. Methodisch folgt sie dem in der

Migrationsforschung häufig diskutierten Generationsbegriff, wobei sie von der – heute weitgehend in der Forschung geteilten – Auffassung ausgeht, daß auch innerhalb einer Migrantengruppe wie auch innerhalb der aufeinanderfolgenden Generationen verschiedene Modelle von Integrationsprozessen zu beobachten sind, die nicht hinsichtlich ihres »Erfolgs« gewertet werden können (S. 9ff.).

Die historische Migrationsforschung hat sich dem Problem zu stellen, daß sie ihre Objekte nicht unmittelbar befragen kann. Lifshitz-Krams versucht diesem Mangel abzu- helfen, indem sie sich (anonymisierter) genealogischer Methoden bedient: Bestimmte Wendepunkte des individuellen Lebens (Geburt, Heirat, Einbürgerung, Tod) sind in modernen Staaten mit Rechtsakten verknüpft, die Spuren in den Dokumenten hinterlassen. Diese enthalten Informationen über persönliche (Beruf, Einkommen, Adresse usw.) und verwandtschaftliche (Eltern, Kinder) Verhältnisse, die in einem historischen Längsschnitt untersucht werden können. Auf diese Weise lassen sich gewisse Indikatoren für Form und Verlauf von Integrationsprozessen (geographische, soziale, kulturelle Mobilität) sowohl innerhalb der als auch zwischen den Generationen ablesen. Das »Identitätsproblem« wird also hier nicht, wie in den Kulturwissenschaften üblich, über eine Untersuchung sprachlicher Repräsentationen, sondern über konkrete Verhaltensformen angegangen. Die Autorin hat 1196 Dossiers herangezogen, über die sich die Lebenswege von mehreren tausend Personen mehr oder weniger vollständig rekonstruieren lassen. Obwohl es sich um eine beeindruckende Materialfülle handelt, wirkt das Quellenkorpus angesichts des weit gefaßten Rahmens etwas schmal, was aber angesichts der eigentümlichen Zugangspraxis der Archives nationales verzeihlich erscheint.

Lifshitz-Krams breitet das umfängliche und nicht einfach zu meisternde Material in mehrere Richtungen aus: Beginnend mit einer Einführung in die Sozialstruktur und die geographische Verteilung (sowohl hinsichtlich des Wohnplatzes als auch der Herkunftsregion), untersucht sie die Diskussion um die Emanzipation der Juden sowie die Auseinandersetzungen um die Kriterien für Einbürgerungskandidaten. Von besonderem Interesse ist ihre Untersuchung der Verwaltungspraxis, wo sie – ebenso wie neuere Arbeiten Dieter Gosewinkels und Patrick Weils – feststellt, daß ein Einfluß von Konjunkturen der jeweiligen öffentlichen Diskussion auf Bewilligung oder Ablehnung einzelner AntragstellerInnen nicht feststellbar ist. Sie entwirft ein außerordentlich differenziertes Bild des »jüdischen Antragstellers« sowie seiner Motive in Abhängigkeit von sozialer Stellung und regionaler Herkunft. Schließlich untersucht sie die geographische und soziale Mobilität sowie die Heiratspraxis hinsichtlich sozialer, regionaler und religiöser Endogamie und Exogamie. Das Ergebnis entspricht grob gesagt der häufig formulierten Auffassung, daß Integration und Assimilation von MigrantInnen ein mindestens über drei Generationen verlaufender Prozeß sind. Problematisch ist allerdings – nicht nur in dieser Arbeit – daß der Begriff der Integration nicht explizit definiert wird. Dies liegt vermutlich nicht zuletzt daran, daß sich die Autorin mitunter zu stark darauf konzentriert, in der Migrationsforschung kaum noch anzutreffende antisemitische Stereotype (besondere Mobilität bei Juden, traditionell-genetische Bevorzugung bestimmter Berufe) zu widerlegen.

Ein Vorzug der Studie liegt darin, daß sie Strukturen (Gruppenbildung, Tendenzen, Häufigkeiten) und individuelle Lebenswege einander gegenüberstellt. Dazu kommt, daß sie eine in sich höchst heterogene Gruppe betrachtet: Die jüdische Migration nach Frankreich speiste sich aus höchst unterschiedlichen Quellen (Elsaß-Lothringen, insbesondere nach deren Eingliederung ins Deutsche Reich 1871; Osteuropa; Südeuropa; Nordafrika und das Osmanische Reich), was die Möglichkeit bietet, eine ganze Reihe von möglichen determinierenden Faktoren gegeneinander zu gewichten. Auch hier sind Ungenauigkeiten zu bemängeln. So mag etwa die Mehrheit der rumänischen Einwanderer zwar 1872 im 5. und 6. Arrondissement beheimatet gewesen sein, laut den Volkszählungen von 1891 und 1901 bewohnten sie jedoch – ebenso wie russisch-polnische Einwanderer – vor allem das 4., 11. und 18. Arrondissement.

Die Arbeit macht die Stärken und Schwächen dieser »behaviouristischen« und quantitativ-demographischen Herangehensweise deutlich: Auf der einen Seite vermeidet sie das in kulturalistischen Arbeiten häufige Räsonnieren über Repräsentationen und Diskurse, deren Relevanz für das Alltagsleben nicht nachgewiesen werden kann. Sie ist aber auf der anderen Seite kaum in der Lage, Aussagen über Motive und Umstände von Entscheidungen zu treffen, da Äußerungen hierüber in den herangezogenen Quellen in der Regel nicht zu finden sind.

Hier helfen auch die herangezogenen Naturalisierungsdossiers wenig: Während der Antragstellung wurden ab 1889 auch die Motive für die Einbürgerung abgefragt, allerdings waren die Antworten hier, wie die Autorin betont, in hohem Maße standardisiert und stammten auch nicht immer von den Antragstellern selbst.

Ein weiterer Mangel besteht darin, daß die Autorin zwar postuliert, die untersuchten Prozesse zu den Verhältnissen in den Herkunftsländern in Beziehung zu setzen, dies aber nur sehr cursorisch tut – und aufgrund der von ihr verwendeten Quellen auch gar nicht kann. So führt sie zwar an, daß Juden aus Elsaß-Lothringen insbesondere nach dem Anschluß dieser Gebiete an das Deutsche Reich (S. 15 und 48 fälschlich: Großdeutschland) 1871 nach Frankreich migrierten. Aber es fehlt der Hinweis darauf, daß der überraschend hohe Anteil polnischer Antragsteller in der Zeit vor 1880 (S. 42f.) sich durch die Emigrationswellen von 1831 und 1863 erklärt – Migrationen, die nicht jüdisch, sondern nationalpolnisch konstituiert gewesen sind. Ebenso sind einige ihrer Ausführungen problematisch, da sie jeweils auf den gesamten Untersuchungszeitraum bezogen sind und Entwicklungen auf diese Weise nicht erkennbar werden. Verwunderung erregt ihre auf den Angaben für 1848–1872 basierende Feststellung, die jüdische Bevölkerung des IV. Arrondissements in Paris habe abgenommen (S. 72ff.) – hier wäre mindestens ein Hinweis darauf erforderlich gewesen, daß sich diese Entwicklung zwischen 1881 und 1901 (und darüber hinaus) in beeindruckender Weise umkehrt.

Lifshitz-Krams stellt fest, daß eine Tendenz zum sozialen Aufstieg bei den MigrantInnen insgesamt (bei Männern durch Berufswechsel, bei Frauen häufig durch Heirat) stärker vorhanden gewesen sei als bei der einheimischen französisch-katholischen Bevölkerung, was sie durch deren höhere Motivation erklärt, die bereits in der Entscheidung auszuwandern zum Ausdruck gekommen sei. Gleichzeitig betont sie jedoch, daß Maß und Geschwindigkeit des sozialen Aufstiegs größtenteils durch die Ausgangsbedingungen, also die Zugehörigkeit zu den von ihr konstruierten drei Klassen determiniert waren. Unterschiede zwischen regionalen Herkunftsgruppen erklärt sie überzeugend mit deren spezifischer sozialer und geschlechtlicher Struktur – so etwa die größere Neigung der rumänischen Juden zu Mischehen aufgrund des Umstandes, daß es sich bei diesen MigrantInnen meist um ledige Männer handelte, die Frauen gleicher Herkunft in Frankreich kaum finden konnten. Darüber hinaus belegt die Studie, daß Noiriels These der Identität von Angestelltenberufen und Integration, ausgedrückt durch Mischehen, für einzelne Gruppen stark differenziert werden muß: So stieg etwa die Zahl der exogamen Ehen bei russischen und polnischen Einwanderern der »2. Generation« stark an, ohne daß in deren Berufsstruktur *white collar*-Berufe eine wesentliche Rolle gespielt hätten.

Bedeutsam und anregend für die künftige Erforschung von »Integration« ist ihre Auffassung, daß Gruppen (*communautés*) zwar ganz allgemein die Tendenz aufweisen mögen sich zu isolieren, um die ihr eigenen gruppenkonstituierenden Praktiken zu sichern, diese aber gleichwohl gesellschaftlichen Wandel mitvollziehen (S. 83). Darüber hinaus unterscheidet die Einbeziehung sozialer Differenzierungsprozesse und ihrer Auswirkungen auf kollektive und individuelle Strategien die Studie wohltuend von in *community studies* häufigen Kollektivierungen. Adaptionsprozesse vollziehen sich demnach auf verschiedenen Ebenen, von denen in den hier gewählten Indikatoren – neben den ausführlich besprochenen sozioökonomischen Eckdaten und der Heiratspraxis – einige weitere erscheinen, die näherer Betrachtung würdig sind. Insbesondere gilt dies für kollektive und konfessionelle

Momente und Praktiken. Ebenso ist aber Lifshitz-Krams Feststellung zu differenzieren, der soziale Status sei ein bedeutsameres trennendes bzw. verbindendes Element als Herkunft und Konfession (passim): Insbesondere (aber nicht nur) bei Migrantpopulationen besteht mitunter ein paternalistisches Verhältnis zwischen Unternehmern und Arbeitern, denen erstere bisweilen helfen, sich eine selbständige Existenz aufzubauen. Auch bleibt zu berücksichtigen, daß Hilfsorganisationen für bedürftige Einwanderer im 19. Jh. sehr häufig von reichen (oder reich gewordenen) Angehörigen der gleichen Herkunftsgruppe eingerichtet und finanziert wurden.

Trotz der erwähnten und einiger weiterer Mängel ist die Arbeit daher wichtig und lesenswert: Sie ist die Frucht eines beeindruckenden Arbeitsaufwandes und enthält eine Vielzahl von wichtigen Informationen und Details, die das Bild der jüdischen Einwanderung nach Frankreich differenzieren helfen und bietet methodisch wertvolle Anregungen für die Einbeziehung demographisch-genealogischer Methoden in die historische Migrationsforschung. Sie macht auch deutlich, daß eine Analyse des kulturwissenschaftlichen Quellenkorpus auf einer soliden empirischen Grundlage künftig den Königsweg nicht nur der historischen Migrationsforschung darstellen wird.

Michael G. Esch, Berlin

Dieter RIESENBERGER, *Das Deutsche Rote Kreuz. Eine Geschichte 1864–1990*, Paderborn (Ferdinand Schöningh) 2002, 785 p.

Vaste organisation humanitaire aux ramifications mondiales, ses organisations nationales possèdent des caractéristiques bien particulières, et l'exemple de la Croix-Rouge allemande que nous expose Dieter Riesenberger le montre clairement. Créée sur l'initiative de Henri Dunant après la bataille de Solferino en 1859, la Croix-Rouge s'était fixé pour mission première l'aide et les soins aux blessés et malades victimes de guerre. La Prusse fut un des premiers États à fonder en 1864 un Comité central visant explicitement ces buts, auquel participèrent de nombreux membres de la haute noblesse, autre caractéristique de la Croix-Rouge allemande. La guerre contre le Danemark et surtout contre l'Autriche furent l'occasion pour les premières sociétés embryonnaires de la Croix-Rouge de faire la preuve de leur utilité, d'autant que les services de santé des armées étaient très déficientes. Dès cette époque, les statuts de la Croix-Rouge allemande, qui progressivement se dotera d'organes centralisateurs, laissent entrevoir une tendance à l'adaptation, voire à la modélisation de ses structures aux formes militaires. *Si vis pacem para bellum* est une devise qui a sous-tendu le développement des sociétés de la Croix-Rouge allemande jusqu'en 1914 ce qui, toutefois, masquerait l'action en profondeur menée sur le plan social en faveur de milieux populaires où pauvreté et maladies (la tuberculose notamment) faisaient des ravages. En même temps la Croix-Rouge se dote de moyens lui permettant de remplir ses missions humanitaires, établissant ses centres de soins et hôpitaux et, surtout, en formant à partir de »maisons mères« infirmières et personnel auxiliaire. Les conditions de vie de ce personnel féminin, les médecins »étant alors tous des hommes, étaient proches de celles des religieuses et il aurait été jugé indigne qu'elles perçoivent un salaire: le service aux blessés et aux malades nécessiteux s'apparentait à l'apostolat. Pour ne citer que quelques chiffres, à la veille de la guerre, la Croix-Rouge totalisait 2200 équipes sanitaires avec 74 000 membres, 3000 associations de femmes comptant 800 000 membres. La Grande Guerre donna définitivement ses lettres de noblesse à la Croix-Rouge allemande mais sa quasi militarisation et l'attachement de ses cadres et dirigeants à la monarchie et une politique pour le moins conservatrice, lui firent accepter *nolens volens* la République de Weimar. Contrairement à ce que voulurent faire croire les dirigeants de la Croix-Rouge, la transition vers le national-socialisme s'opéra sans difficultés et l'adaptation au nouveau régime se fit aisément. Certes, couplées au Service de Santé de la